

André Niedostadek
Kurvengeflüster
Entlang der Via Francigena von
Canterbury nach Rom



ANDRÉ NIEDOSTADEK

Kurvengeflüster

Entlang der Via Francigena von
Canterbury nach Rom

THURM

Das Gedicht *Vor zehn Jahren waren wir ...* von Robert Gernhardt ist dem Buch *Toscana mia* (herausgegeben von Kristina Maidt-Zinke) entnommen. Abdruck mit freundlicher Genehmigung. © 2011, S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind unter <https://portal.dnb.de> abrufbar.

© 2020 Thurm-Verlag Dr. Uwe Manschwetus
Am Dorfplatz 34, 21335 Lüneburg
www.thurm-verlag.de

Umschlaggestaltung: Uwe Manschwetus, André Niedostadek

Umschlagmotiv: André Niedostadek

Fotos: André Niedostadek

Lektorat: Isabelle Romann

Satz, Layout: Uwe Manschwetus, André Niedostadek

Karte S. 6: 30. Apr. 2020 (c) Stepmap, 123map - Daten: OpenStreetMap,
Lizenz ODbL 1.0

Druck: SDL – Digitaler Buchdruck, Berlin

ISBN 978-3-945216-39-2

Ich habe viele Leute in Europa getroffen.

Ich bin sogar mir selbst begegnet.

James Baldwin

Kümmere dich nicht um die Schlaglöcher in der Straße

und zelebriere die Reise.

Fitzhugh Mullan

Das Leben ist eine Reise.

Nimm nicht so viel Gepäck mit.

Billy Idol



Nordsee

Großbritannien

London

Canterbury

Niederlande

Berlin

Calais

Ärmelkanal

Arras

Belgien

Düsseldorf

Deutschland

Reims

Paris

Bay-sur-Aube

Schweiz

Bern

Pontarlier

Montreux

Frankreich

Aosta

Italien

Casarile

Verona

Montelungo

Bologna

Lucca

Siena

Perugia

Capodimonte

Rom

Mittelmeer

Streckenverlauf



Route entlang der
Via Francigena



Anfahrt, Rückfahrt

Inhalt

Alles auf null	9
(Rheinland – Canterbury)	
Mord in der Kathedrale	27
(Canterbury – Calais)	
Große Erwartungen.....	49
(Calais – Arras)	
Sommerblues.....	69
(Arras – Reims)	
Himmelsstürmer.....	89
(Reims – Bay-sur-Aube)	
Im Reich der grünen Fee.....	107
(Bay-sur-Aube – Pontarlier)	
A Kind of Magic.....	125
(Pontarlier – Montreux)	
Höhenluft.....	145
(Montreux – Aosta)	
Es gibt Reis, Baby.....	161
(Aosta – Casarile)	
Bares ist Rares	177
(Casarile – Montelungo)	
Lebenslust.....	189
(Montelungo – Lucca)	
Ducatisti	203
(Lucca – Siena)	
Schlotterpiste.....	217
(Siena – Capodimonte)	
In der Sackgasse.....	227
(Capodimonte – Rom)	
Alla prossima!	237
(Rom – Rheinland)	
Im Rückspiegel.....	249



ANNO DOMINI MILLESIMO QVING



St. James's Palace & Booked Groups Only

Alles auf null

(Rheinland – Canterbury)

Dünkirchen, Frankreich. 18. Juli – Wenn ich daran denke, wohin ich eigentlich will, dann bin ich alles andere als auf Kurs. Genau genommen fahre ich sogar in die komplett falsche Richtung. Hätte ich einen Kompass zur Hand, müsste ich mich eher entgegengesetzt der Nadel halten. Mein Ziel liegt exakt 1.643 Kilometer weiter südlich: Rom, die Ewige Stadt. In 15 Stunden und 49 Minuten könnte man es bis dorthin schaffen. Schnellste Route, übliche Verkehrslage. Clevere App. Und was mache ich stattdessen? Ich warte auf die nächste Fähre, die mich nach Norden bringt. Es geht nach England.

Zum Glück brauche ich das hier niemandem zu erklären. Hoffe ich zumindest. Bei der gleich anstehenden Grenzkontrolle wird man mich wohl kaum fragen: »Wohin soll's denn gehen?«

Und wenn doch?

Klar, ich könnte natürlich antworten: »Na ja ... nach Rom halt ... zum Papst.«

Das wäre nicht einmal gelogen. Am Ende der Tour ist tatsächlich eine Audienz beim Papst geplant. Wenn man schon in Rom ist.

Aber weiß ich, wie es hier so um den Humor des Personals bestellt ist?

Wenn es gut läuft, schenkt man mir vielleicht ein mitleidiges Lächeln. Wenn es weniger gut läuft, riskiere ich ein: »Ach ja, nach Rom. Zum Papst. Sicher. Sind Sie so nett und warten da vorne einen Augenblick? Da kümmert sich gleich jemand um Sie.« Wer will schon einen verirrtten Verwirrtten an Bord lassen?

Ich fürchte, nicht einmal ein Protest à la »Aber alle Wege führen nach Rom!« könnte mich aus dem Dilemma herausreißen. Da wäre die Fahrt womöglich schon wieder zu Ende, noch bevor sie richtig begonnen hat. Ich habe ja noch nicht einmal den eigentlichen Startpunkt meiner Tour erreicht.

Bisher lief allerdings alles völlig glatt. Rund 360 Kilometer liegen heute schon hinter mir. Los ging es am Vormittag im Rheinland. Da daheim alle ausgeflogen waren, fiel der Abschied kurz aus. Auch der Hund schien eher die Sonnenstrahlen genießen zu wollen und machte es sich auf seinem Kissen bequem.

Das Motorrad stand startklar und bepackt vor dem Haus. Beim Rausgehen noch schnell die Automobilclubkarte aus den Papieren herausgefischt – man kann ja nie wissen –, die Wohnungstür abgeschlossen, Treppe runter, Haustür zugezogen, dann den Schlüssel ins Zündschloss, kurz den elektrischen Starter betätigen, Helm aufsetzen, Handschuhe an, aufsteigen, ersten Gang rein und los, durch den Berufsverkehr Richtung Westen, raus aus der Stadt und für die nächsten knapp drei Wochen auch raus aus dem Alltag, raus aus dem Trott.

Die Etappe durch die Niederlande und Belgien schnurstracks bis hierher nach Dünkirchen war sicher nicht das, was man spektakulär nennen kann. Autobahn eben. Aber ich wollte einigermaßen pünktlich ankommen. Die Überfahrt nach Dover hatte ich schon vor einigen Wochen problemlos online gebucht. Mit dem Economy-Ticket statt des mehr als doppelt so teuren Flexi-Tarifs war ich allerdings zeitlich etwas gebunden. Dafür kostete die Überfahrt hin und zurück nur knapp siebzig Euro.

Jetzt warte ich hier also am Fährterminal, eingereiht in eine der vielen Fahrzeugspuren. Es herrscht ein ziemliches Gewusel, wenig verwunderlich, wir haben Sommer, also Urlaubszeit und Hochsaison.

Als sich unsere Kolonne in Bewegung setzt, geht alles zügig. Zwei Stationen sind zu passieren. Erst das Einchecken und direkt dahinter dann gleich die vorgezogene Grenzkontrolle der Engländer; die findet schon hier auf französischem Boden statt.

Ein Ausdruck der Buchungsbestätigung und mein Ausweis liegen griffbereit im Kartenfach des Tankrucksacks. Ich reiche beides rüber. Kurze Kontrolle, und schon habe ich nicht nur den Ausweis zurück, sondern halte auch die Bordkarte in der Hand. An beiden Stationen stellt man mir nicht eine Frage. Ein wenig enttäuscht murmle ich aus Protest noch ein »nach Rom« vor mich hin, dann geht's noch einmal um die Ecke, wo ich hinter einer guten Handvoll weiterer Motorräder erneut zum Stehen komme. Ein Blick auf die Kennzeichen verrät, woher meine neuen Mitreisenden sind: Dänemark, Frankreich, Belgien, Lettland und einer aus Großbritannien; da will offenbar jemand zurück nach Hause. Ein buntes Trüppchen, das sich hier spontan zusammengefunden hat.

Man kann Glück haben oder Pech. Heute scheint es eher Pech zu sein. Nicht, dass ich ungeduldig wäre, aber insgeheim hatte ich gehofft, unsere gerade gegründete verschworene Clique könnte gleich die Fahrt aufs Schiff fortsetzen. Fehlanzeige. Nun harren wir der Dinge, die da kommen, und das sind jetzt erst einmal zahllose Pkw und Lkw, die nach und nach verladen werden. Unglaublich, was alles an uns vorbeizieht. Die Fähre verschlingt den kompletten Fahrzeugbestand einer mittelgroßen Kleinstadt. Mindestens.

Es dauert noch eine gefühlte Ewigkeit, dann sind aber auch wir endlich an der Reihe. Es geht los. Das Motorrad zieht an, und einer nach dem anderen fahren wir über eine der beiden Rampen links und rechts an Bord. Ich kann gar nicht erklären, warum, aber Momente des Anfahrens haben jedes Mal etwas Magisches.

Das lässt mich jetzt die Wartezeit gleich wieder vergessen. Vielleicht ist es das Gefühl des Aufbruchs?

Man weist uns in die eigens für Motorräder vorgesehenen Stellplätze ein. Seitenständer raus, eine der umherliegenden Schutzunterlagen und einen Spanngurt geschnappt, und mit wenigen Handgriffen ist die Maschine festgezurt und verlascht. Ob die Konstruktion wirklich hält? Ich hoffe es.

Schnell noch ein paar Sachen zusammengekramt und dann hinauf an Deck. Ich hätte mit mehr Trubel gerechnet, aber es ist überraschend wenig los. Hier an Bord verläuft sich doch alles sehr. So schlendere ich umher, wobei ich mir die Bars und Restaurants ebenso schenke wie den zollfreien Einkauf. Wozu auch? Das Motorrad ist mit allem Drum und Dran ohnehin bepackt genug, obwohl ich mich zurückgehalten und bemüht habe, nur das Nötigste einzupacken.

Inzwischen hat die Fähre abgelegt und den Hafen von Dünkirchen verlassen. Wir nehmen Kurs auf Dover. Es ist angenehm warm an diesem Nachmittag, sodass ich es mir wie auch viele andere draußen bequem mache. Eine Portion Vitamin D tanken.

Vom Wasser her zieht eine leichte Brise über das Deck. Die Stimmung stimmt. Wem bei einer solchen Atmosphäre nicht das Herz aufgeht und wen kein Fernweh befällt, dem ist nicht zu helfen. Gute zwei Stunden soll die Überfahrt dauern. Zeit, einmal die Gedanken schweifen zu lassen und einen Blick zurück und nach vorn zu werfen.

Ich erinnere mich gar nicht mehr so genau, wann mir diese Idee mit der Via Francigena in den Sinn kam. Eher zufällig stieß ich vor Jahren einmal auf ein Buch, in dem ein mittelalterlicher Pilgerweg beschrieben wird, ähnlich dem populären Jakobsweg zum Grab des Heiligen Jakobus im spanischen Santiago de Compostela.

Spanien hat mich allerdings nie sonderlich gelockt, weshalb mich auch der Jakobsweg nie in den Bann gezogen hat.

Jetzt war das anders. Gleich die ersten Zeilen hatten mich gepackt. Die Idee, sich von England nach Italien, von Canterbury nach Rom aufzumachen, hatte allemal mehr Charme. Vielleicht machte sich da meine anglophile Ader bemerkbar. Groß geworden in den 1980ern, gab ich immer eher den Musikern und Bands aus dem Vereinigten Königreich den Vorzug, egal ob Rock oder Pop, New Wave oder Punk. Außerdem habe ich nirgendwo außerhalb von Deutschland so viel Zeit verbringen können wie in Großbritannien: Mit 18 Jahren und den Führerschein frisch in der Tasche, tourten wir zu dritt im Bulli durch England und Wales; ein anderes Mal trampete ich allein nach Schottland, und im Studium ging es gleich für mehrere Monate auf die Insel.

Und Italien? Das Synonym für Urlaubserinnerungen aus Kindheitstagen und unbeschwerte Jugendferienfreizeiten mit Sommer, Sonne, Strand und Calippo. Eine perfekte Kombination.

Was die Geschichte hinter der Via Francigena selbst angeht, die ist schnell erzählt: Im Jahr 990 machte sich Sigerich, seinerzeit Erzbischof von Canterbury, auf nach Rom, um sich dort vom Papst das Palladium, so eine Art Stola, als Symbol seiner neuen Bischofswürde umlegen zu lassen. Viel Spannendes ist nicht von ihm überliefert, aber sein Rückweg nach Canterbury ist dokumentiert. Das Manuskript, das heute in der British Library in London liegen soll, listet rund achtzig Stationen auf; sie bilden die Grundlage für den aktuellen Verlauf der Strecke von England durch Frankreich und die Schweiz bis nach Italien. Die Route selbst und der Name Via Francigena, auch Frankenweg genannt, waren aber schon vor Sigerichs Antrittsbesuch bekannt. Er bewegte sich also auf bekanntem Terrain.

Schon seit jeher nutzten Wallfahrer und Gläubige, vor allem aus England und Frankreich, mehr oder weniger befestigte Straßen, Wege und Pfade, um sich zu den Grabstätten der Apostel Petrus und Paulus aufzumachen. Insofern ist es eigentlich missverständlich, von der »einen« Via Francigena zu sprechen. Man stellt sich wohl besser ein weitgezogenes Netz an unterschiedlichen Streckenverläufen vor, das sich bis hinunter nach Italien zog. So manche Verkehrsader verlor allerdings nach und nach an Bedeutung. Marode Straßen, beschädigte Brücken und verschiedene Gefahren, die unterwegs lauerten, machten das mittelalterliche Pilgern nicht eben zu einer kurzweiligen Vergnügungstour. Aber das war ja auch nicht Sinn der Sache. Als Rom später den Status als Mittelpunkt der damals bekannten Welt verlor, geriet die Via Francigena zwischenzeitlich etwas in Vergessenheit.

Ziemlich genau tausend Jahre nach Sigerich, in den 1990er Jahren, kam der Weg pfiffigen Marketingstrategen wieder in den Sinn, sicher angeregt durch den Hype um den Jakobsweg. Dass einem Pilgerweg ausgerechnet durch den Tourismus wieder Leben eingehaucht wird, ist schon kurios. Seit 1994 ist die Route auf Initiative des italienischen Tourismusministeriums als einer von über vierzig europäischen Kulturwegen anerkannt. Mit dazu gehören noch die Europäische Route der Friedhofskultur, die Spuren römischer Kaiser und des Weines und die Kulturroute der Wikinger. Wein und Wikinger von mir aus, aber die Friedhofskultur möchte ich mir als Motorradfahrer noch eine Zeitlang ersparen.

Wollte man heute in die Fußstapfen von Sigerich treten und die etwa 1.800 km komplett zu Fuß bewältigen, man wäre wohl Wochen, wenn nicht Monate unterwegs. Konnte und wollte ich mir dafür Zeit nehmen?

Irgendwie hatte sich die Idee aber festgesetzt, wenn auch im letzten Winkel des Hinterstübchens, wo sie ein bisschen herumspukte, sich dann und wann bemerkbar machte, aber nie richtig durchbrach. Manchmal blitzte da allerdings etwas auf, vor allem, wenn mein Blick mal wieder auf dieses Buch fiel, das inzwischen schon manchen Umzug mitgemacht hatte, ansonsten aber zur wenig dekorativen Staubablage verkam. Das ging so nicht weiter.

Es heißt ja immer, manche Dinge brauchen einfach ihre Zeit. Natürlich besteht dann die Gefahr, dass eine Idee, ein Projekt – oder was immer es sein mag – aus dem Sichtfeld gerät und komplett Schiffbruch erleidet. Die Umstände dafür können vielfältig sein, aber Hand aufs Herz: Wie oft gibt es wirklich triftige Gründe? Häufig sind es doch vorgeschobene Motive, die uns daran hindern, den Hintern hochzukriegen. Schneller als gedacht haben wir tausend Alibigründe und Ausreden beisammen, für die wir im Stillen vielleicht sogar dankbar sind, weil man sich so gemütlich hinter ihnen verkriechen kann.

Was tun? Es gibt kein Patentrezept. Man muss schon selbst den Dreh bekommen und gegebenenfalls aus der nur allzu bekannten Komfortzone herausfinden. Manchmal hilft ein Schubs, vielleicht indem ein Wirbelwind eine eingerostete Tür zum Leben aufstößt, kräftig alles durchpustet, Überlegungen, Gedanken, Pläne und Gefühle durcheinanderwirbelt, alles einmal komplett von rechts auf links zieht, sodass einem nichts anderes übrig bleibt, als vieles noch einmal zu überdenken und die verbliebenen Teile neu zusammenzustecken – nur um dabei festzustellen, dass die einzelnen Teile so gar nicht mehr recht zusammenpassen und manches anders ausgerichtet werden muss. Aber für einen solchen Wirbelwind, da braucht es schon eine gehörige Portion Glück.

Ich hatte es mir in den letzten Jahren sicher auch etwas bequem gemacht. Dabei hatte ich mir doch irgendwann einmal vor Jahren geschworen, mir niemals ein »Ach, hättest du doch damals bloß ...« vorwerfen zu wollen. Und da war sie dann mit einem Mal wieder, die Idee mit der Via Francigena.

Was soll's! Entweder jetzt oder nie. Na also, damit war wenigstens schon mal die Frage nach dem Wohin geklärt: Auf nach Rom, und zwar tatsächlich von Canterbury aus – allerdings nicht per pedes. Ich hatte mir überlegt, wie es wohl wäre, sich entlang der Via Francigena abseits der Hauptstraßen auf Nebenstrecken mit dem Motorrad durchzuschlagen.

Das Motorrad ist eine Honda Deauville NT 700. Die »Dicke«, wie ich sie nenne, begleitet mich nun schon seit über zehn Jahren. Aber ein Tourer ist natürlich keine Crossmaschine, also würde ich nicht dem heutigen Fußweg offroad über Stock und Stein folgen können, sondern mich an etwas befestigten Wegen orientieren müssen. Das würde aber zu verschmerzen sein. Man muss ja nicht päpstlicher sein als der Papst. Wer weiß heute schon, welchen Weg Sigerich vor über tausend Jahren wirklich eingeschlagen hat?

Obendrein wollte ich die Strecke komplett allein fahren. Es sollte eine Solotour werden.

Was mich noch überraschen wird: Gerade die Frage nach dem Alleinreisen wird mir in der nächsten Zeit am häufigsten gestellt werden. Allein zu reisen scheint für viele völlig abwegig zu sein. Wer sich das sogar freiwillig antut, muss einen totalen Spleen haben, komplett neben der Spur liegen und wahrscheinlich mehr als nur eine Schraube locker haben – ganz zu schweigen von Familie oder Freunden. So ein Kokolores.

Gut, das Risiko, bei einer Solotour im Restaurant an einem einsamen Katzentisch platziert zu werden, oder die Aussicht, allein

an einem Feierabendbier nippen zu müssen, trifft nicht unbedingt jedermanns Geschmack. Aber das muss ja gar nicht sein. Das Alleinreisen erleichtert sogar Begegnungen, weil man ganz unkompliziert mit anderen ins Gespräch kommen kann, sofern man nicht ganz auf den Mund gefallen ist. Abgesehen davon macht es natürlich vieles einfacher: Man muss sich nicht ständig abstimmen, wofür man schon beim ersten etwas ausgedehnteren Fotostopp dankbar sein wird. Und sich durch kleinere oder größere Schwierigkeiten, die jede Tour so mit sich bringt, allein hindurchzuplagen, hat ja auch was. Könnte das dem Ganzen womöglich einen Hauch von Abenteuer verpassen?

Während ich so ins Grübeln komme, fällt mir ein, dass Canterbury dafür gar kein so schlechter Startpunkt ist. Immerhin zählt die Stadt den Schauspieler Orlando Bloom zu einem ihrer berühmtesten Söhne. Als Legolas in der Verfilmung von *Der Herr der Ringe* oder als Will Turner in *Fluch der Karibik* gab es für ihn Abenteuer satt. Vielleicht, so rede ich mir ein, färbt ja was davon ab. Exotisches Flair wird mich auf der Tour wahrscheinlich nicht erwarten, aber – wer weiß – womöglich ja das eine oder andere Wagnis?

Nun ist das mit den Erwartungen so eine Sache. Selten decken sie sich mit dem, was wir tatsächlich erleben. Und je genauer ich mir das mit dem Abenteuer noch einmal überlege, ist das vielleicht auch besser so – zumindest, wenn man bei »Abenteuer« daran denkt, mal was Waghalsiges und Spannendes auszuprobieren, das zugleich gefährlich und mit Ungewissheiten gespickt ist.

Mit dem Motorrad unterwegs zu sein, birgt natürlich immer ein Risiko. Aber sonst? Ich verabschiede mich ja nicht aus der Zivilisation. Auch die Gefahr, von Wegelagerern ausgeplündert zu werden, geht wohl eher gegen null. Ich fahre nur nach Rom.

Eigentlich kein großes Ding. Andere bereisen die halbe Welt – oder sogar die ganze.

Da ich gerade nach England unterwegs bin, kommt mir der Journalist und Abenteurer Ted Simon in den Sinn, der das gleich zweimal getan hat: Beim ersten Mal war er 42 Jahre alt und vier Jahre unterwegs, beim zweiten Mal siebzig Jahre alt und ab 2001 zweieinhalb Jahre auf Achse. Oder Theresa Wallach. Die Britin brach 1935 zusammen mit Florence Blenkiron ebenfalls zu einer mehrmonatigen Motorradtour nach Süden auf – allerdings ging es von London bis hinunter nach Kapstadt, Südafrika. Der Trip dauerte knapp acht Monate. Rund 13.500 Meilen legten die beiden in ihrem Panther-Motorrad mit Beiwagen zurück, ohne Kompass und quer durch die Sahara. Das schmeckt eher nach Abenteuer.

Was kann mir schlimmstenfalls passieren? Eventuell, dass die Dicke nicht mehr mitmacht. Sollte sie irgendwo im Nirgendwo komplett streiken, wäre das allerdings womöglich das Ende der Tour. So gern ich auch unterwegs bin, könnte ich die Maschine zwar problemlos auseinanderkloppen, wäre aber aufgeschmissen, wenn es darum ginge, den Hobel wieder fahrtüchtig zusammenzusetzen. Plötzlich sehe ich mich tatsächlich in der gottverlassenen Pampa, natürlich im Funkloch und kilometerweit entfernt vom nächsten Gehöft oder einer Ortschaft.

Wobei mir sofort ein neuer Gedanke kommt: Muss man dann etwas wissen, um überleben zu können? Ich habe keine Ahnung. Nur vage und bruchstückhaft sind mir noch irgendwelche Erinnerungsfetzen aus den legendären *Yps*-Heften mit dem Gimmick präsent. Da gab es mal die Urzeitkrebse und das Abenteuerzelt. Ich hatte tatsächlich zwischenzeitlich mal überlegt, noch ein Zelt einzupacken, das dann aber wieder verworfen. Für das Überleben draußen bin ich also denkbar schlecht vorbereitet. Ich weiß

nicht, wie man Bären oder Wölfe in die Flucht schlägt, sollten mir denn welche begegnen. Ich kenne mich nicht damit aus, Fallen zu stellen oder irgendein Getier zu erlegen und auszuweiden, wenn der Hunger an einem nagt. Und ich habe auch keinerlei Vorstellung davon, welche Pflanzen und Kräuter genießbar sind und wovon man besser die Finger lässt, wenn man den nächsten Tag noch bei einigermaßen guter Gesundheit erleben will. Ich kann vielleicht noch einen Löwenzahn vom Klatschmohn unterscheiden, aber nur, wenn man mir beides direkt vor die Nase hält. Immerhin hätte ich dann eine 50:50-Chance, richtig zu liegen.

Wieder zurück aus meinen Gedanken sehe ich, dass sich an der Reling inzwischen mehr Touristen tummeln. Ich nehme zumindest an, dass es sich um Touristen handelt, jedenfalls die, die mit ihren Fotoapparaten und Smartphones hantieren. Offenbar gibt es etwas zu bestaunen, und das sind nicht nur die Möwen, die neben dem Schiff in der Luft auf der Stelle zu schweben scheinen, bevor sie unvermittelt wieder abdrehen. Wir nähern uns der Küste und den berühmten Kreidefelsen, den weißen Klippen von Dover, die zu Englands bekanntesten Wahrzeichen gehören.

Als ich mir so einzelne Gesichter anschau, frage ich mich, welche Geschichten und Sehnsüchte sich wohl dahinter verbergen. Was mag die alle so antreiben und bewegen? Ich habe natürlich nicht den leisesten Schimmer. Wenn ich ehrlich bin, dann weiß ich ja nicht einmal, was mich eigentlich antreibt. Warum habe ich mich überhaupt aufgemacht? Vielleicht eine Portion Neugier, eine Prise Langeweile, ein Quäntchen Abschalten vom Alltag, alles garniert mit einem extra Schuss Reiselust? Der alte Sigerich hat sich darum ganz sicher keinen Kopf gemacht. Einfach kurz beim Chef vorbeigeschaut, das Palladium eingesteckt

und wahrscheinlich noch ein Häppchen gegessen. Danke. Und Tschüss.

Wer reist, kennt zwar meistens das Ziel und weiß, wie man dorthin kommt. Warum wir aber überhaupt unterwegs sind, fragen wir uns kaum. Mir fällt ein Zitat von Robert Shriver ein, einem amerikanischen Juristen, Aktivisten und Neffen des früheren Präsidenten John F. Kennedy: »Nur zu reisen ist langweilig, aber aus einem bestimmten Grund zu reisen ist lehrreich und spannend«. Habe ich überhaupt einen Grund?

Ich könnte vorgeben, pilgern zu wollen. Liegt ja bei einem Pilgerweg irgendwie auf der Hand. Auch wenn meine Schulzeit auf einem bischöflichen Gymnasium sicherlich in vielerlei Hinsicht prägend war, halte ich mich nicht eben für besonders religiös. Es wäre schon ein interessanter, vielleicht sogar tröstlicher Gedanke, wenn es da irgendwo irgendetwas Größeres gäbe, was immer es sein mag und wie immer man das nennen mag. Ich bin auch überzeugt, dass eine gewisse Spiritualität in jedem von uns steckt. Mir kommt meine Großtante in den Sinn, die eine wirklich lebenskluge Frau war. Den Anlass für unser Gespräch kann ich gar nicht mehr wiedergeben. Ich glaube, ich hatte in einer jugendlich-übermütigen Sturm-und-Drang-Phase einmal wieder mehr über Gott als über die Welt hergezogen, worauf sie nur kurz konterte: »Jeder betet. Irgendwann«. Ich habe diesen Satz bis heute nicht vergessen. Vielleicht steckt gerade auch im Motorradfahren neben einer Sehnsucht nach Freiheit und Leichtigkeit eine gewisse Spiritualität. Viele gut besuchte Motorradgottesdienste, an denen selbst Leute teilnehmen, die mit den Kirchen nichts am Hut haben, legen das nahe.

Aber pilgern? Auf der Suche nach göttlichen Kräften?

Nein, den Schuh kann ich mir nicht anziehen. Das würde den echten Pilgern nicht gerecht. So, wie es jetzt geplant ist, werde

ich mir nämlich keine Blasen laufen, ich werde keine brennenden Fußsohlen oder geschwollenen Füße haben, und mit Muskelkater ist ebenfalls nicht zu rechnen. Allenfalls Rücken vom Fahren – wenn überhaupt.

Vielleicht könnte ich mich ja als Berufspilger anbieten, der für andere unterwegs ist.

Fremdpilgern war im Mittelalter tatsächlich ein Geschäftsmodell. Heutzutage wäre es aber sicher wenig einträglich. Wollte ich damit in der TV-Show *Die Höhle der Löwen* versuchen, Investoren für meine Geschäftsidee zu begeistern, gäbe es dafür ganz sicher fünfmal ein »Ich bin raus!«.

Aber wer sagt denn, dass ein Pilgerweg nur zum Pilgern da ist? Und überhaupt: Muss es immer das große Abenteuer und das letzte exotische Zipfelchen Erde sein? Was spricht dagegen, sich einfach aufzumachen, dabei offen für Neues zu bleiben, ohne bestimmte Erwartungen zu haben? Vielleicht wird es Begegnungen geben, vielleicht aber auch nicht. Möglicherweise gibt es Erlebnisse – und wenn nicht? Wäre das ein Drama?

Zum Glück bin ich grundsätzlich eher positiv gestimmt. Daher gehe ich jetzt einfach mal davon aus, dass es eine schöne Tour wird. Frankreichs Gegenden versprechen immerhin eine Menge Fahrspaß, die Alpen sowieso, und sogar die Toskana lockt. Und dann sind da noch so bekannte Städte wie Arras, Reims, Montreux, Lucca oder Siena. Was ich mir jetzt hier auf der Fähre nach England noch nicht einmal ansatzweise vorstellen kann: Sigerich musste vor über tausend Jahren bereits eine Vorahnung und ein wirkliches Herz für Motorradfahrer gehabt haben. Es geht gar nicht anders.

Ich hatte mich etwas vorbereitet und vorab einige passende Streckenabschnitte ausbaldowert sowie ein paar Highlights herausgesucht, die ich unterwegs keinesfalls verpassen will.

Worum ich mich bislang nicht gekümmert habe, sind Unterkünfte. Gute Erfahrungen hatte ich im letzten Jahr bei einer Tour durch Polen und Tschechien gemacht, wo ich mir jeweils einen Tag vorher – oder manchmal erst am selben Tag – kurzfristig eine Bleibe gesucht hatte. Für irgendetwas müssen ja diese ganzen elektronischen Helferlein auf dem Smartphone nützlich sein. Und was damals perfekt geklappt hatte, wird bestimmt auch bei dieser Tour laufen.

Wer das ebenfalls testen möchte: Es empfiehlt sich, verschiedene Buchungsapps nebeneinander auszuprobieren. Für meine Zwecke hat sich dann eine mit der Zeit als die tauglichste erwiesen. Damit habe ich gestern noch kurzerhand die heutige Unterkunft in Canterbury gebucht.

Im Übrigen möchte ich mich auf das, was kommt, einfach mal einlassen und Augen und Ohren offenhalten, in die kleinen Dinge abtauchen und Begebenheiten des Alltags bewusster wahrnehmen. Und wer weiß, vielleicht gibt es hinter der nächsten Abbiegung ja doch Bekanntes neu zu entdecken, oder es lauert etwas Überraschendes, das sich bestaunen lässt. Und außerdem hätte ich mal wieder Lust auf eine original italienische Pizza. Und ein Eis.

Wir haben inzwischen Dover im Südosten Englands erreicht. Die Fähre legt an. Das Ausschiffen geht zügig. Sorge, aufgrund des Linksverkehrs versehentlich auf der falschen Fahrspur zu landen, braucht man nicht zu haben. Alles ist bestens ausgeschildert.

Das Präsent der Briten an alle Neuankömmlinge: Es gibt gleich erst einmal eine Stunde geschenkt, da die Uhren in Großbritannien anders ticken.

Das Sightseeing in Dover lasse ich für heute allerdings aus und mache mich gleich auf nach Canterbury.

Die Straße aus Dover heraus führt entlang der typischen englischen Reihenhäuser mit ihren Erkern, zwischendurch kleinere Läden, mal ein Fish-and-Chips-Shop oder eine Kebab-Bude. Alles natürlich *take away* zum Mitnehmen. Schon nach wenigen Minuten fällt mein Blick auf eine Straße namens *Pilgrims Way*, Pilgerweg. Wie war das doch gleich noch mit der selektiven Wahrnehmung?

Wer in Dover ankommt und es eilig hat, fährt entweder ins benachbarte Folkestone und dort auf die M20, die Autobahn Richtung London, oder gleich auf die A2, die direkt nach Canterbury führt. Ich habe heute jedoch Zeit und juckele gemächlich über Nebenstraßen. Mir war in den Jahren vorher nie aufgefallen, wie hügelig es hier bereits ist.

Das Hostel finde ich auf Anhieb und habe Glück: Direkt vor der Tür ist ein Parkplatz frei.

Das Einchecken klappt problemlos. Das Zimmer ist winzig klein, aber – wie eigentlich überall Standard in Großbritannien – bestens ausgestattet mit allem, was zu einem In-Room-Service dazugehört: Wasserkocher und eine kleine Auswahl an Tees und Kaffee. Genau das Richtige nach der heutigen Tour. Bei einem solchen Minizimmer sind die ebenfalls typischen zweiteiligen Schiebefenster, bei denen man beide Teile einfach hoch- oder runterschieben kann, ideal. Würde ich das Fenster anders öffnen müssen, ich könnte mich kaum noch bewegen.

Die Herberge trifft aber auch ansonsten meinen Geschmack – im wahrsten Sinne des Wortes. Beim Einchecken war mir ein Aushang aufgefallen: Der Five o’Clock Tea ist mal eben in den Abend verlegt worden. Es sollen selbst gemachte *Scones* serviert werden, eine typische, aber recht fade Gebäckspezialität, die allein nach gar nichts schmeckt. Mit *Clotted Cream*, einer Art dickem Rahm, und Marmelade serviert, wird das Ganze aber zur

wahren Sünde. Dazu eine Tasse *Brew*, kräftigen englischen Tee. Man weiß die Gäste hier bei Laune zu halten.

Eine Stunde später sitzen wir in einer gemütlichen Gartenrunde. Statt *Clotted Cream* gibt es heute zwar Sahne aus der Sprühdose, appetitlich ist es trotzdem. Mit mir zusammen sitzt eine Gruppe von Franzosen. Meine paar Brocken Französisch sind eher schlecht als recht, aber irgendwie finden wir doch einen Draht. Die Gruppe will noch weiter nach Schottland, um dort Touren mit Mountainbikes zu unternehmen. Als ich durchschimmern lasse, dass es für mich morgen wieder nach Frankreich gehen wird, bekomme ich gleich die ersten Tipps. Europa kann begeistern.

Da ich noch kurz einen Abstecher in die Stadt machen will, verabschiede ich mich und wünsche alles Gute.

Vom Hostel ins Zentrum ist es fußläufig. Schon von Weitem ist das Wahrzeichen, die Kathedrale, zu sehen.

Die Stadt am Fluss Stour ist ja nicht nur Universitätsstadt, sondern vor allem bekannt als das Zentrum der Anglikanischen Kirche Englands.

Unter Heinrich VIII. sagte man sich im 16. Jahrhundert von Rom los. Der König, der wegen seiner Frauengeschichten mit dem Papst im Clinch lag und alles andere als konfliktscheu war, hatte schließlich die Nase voll und brachte die englischen Bischöfe dazu, in ihm und nicht mehr in dem Papst das Kirchenoberhaupt zu sehen. Das muss man erstmal bringen.

Da die Kathedrale heute sowieso nicht mehr zu besichtigen ist, besinne ich mich doch wieder auf das Pilgerwesen: Da Bier im Mittelalter schon Pilgern als Verpflegung diente, entscheide ich mich noch für einen Absacker in der Kneipe um die Ecke namens *The Cross Keys*. Ein *Public House* oder kurz *Pub* war schon früher Anlaufstelle für Reisende und Pilger. Als *Inns*, die häufig von

Mönchen oder der Kirche betrieben wurden, boten sie zugleich eine Übernachtungsmöglichkeit.

Im Pub trifft jeder jeden, wobei es egal ist, woher man kommt oder was man beruflich macht. Viele traditionelle Pubs verströmen noch immer eine fast heimelige Atmosphäre, und doch hat sich die Pubkultur in Großbritannien in den letzten Jahren gewandelt. Schon seit einigen Jahren gibt es keine Sperrstunde mehr, auch wenn einige Kneipen noch daran festhalten. Die Sperrstunde war im Kriegsjahr 1915 eingeführt worden, um zu verhindern, dass Arbeiter in den Rüstungsfabriken nach einer durchzechten Nacht am nächsten Morgen verkatert auf der Arbeit aufkreuzten. Um 23 Uhr war Schicht im Pub. Dafür läutete eine Viertelstunde vorher eine Glocke, gefolgt vom Aufruf »Last orders!«, was so mancher als Aufforderung zum *Binge Drinking* verstand, in kurzer Zeit möglichst viel hinunterzukuppen.

Hier im *The Cross Keys* geht es entspannt zu. Einige Gäste spielen Billard, viele quatschen miteinander, und ich quatsche ein bisschen mit. Man kommt leicht miteinander ins Gespräch.

Ich genehmige mir ein Pint *Bitter*, ein dunkles Bier, und dazu eine kleine Tüte *Salt & Vinegar Crisps*, Chips mit Salz und Essig, und lasse noch einmal den Tag Revue passieren.

Wieder zurück im Hotel, überlege ich mir kurz, was ich für morgen brauche. Wo ist eigentlich die Buchungsbestätigung für die Rückfahrt? Jetzt fällt es mir ein: Ich hatte beim Check-in an der Fähre sämtliche Unterlagen abgegeben und das Bordticket zwar erhalten, nicht aber den Ausdruck meiner Buchungsbestätigung wiederbekommen. Die hatte man wohl versehentlich einbehalten. Auch ich war ganz darüber hinweggekommen.

Na bestens: Tag eins geht zu Ende, und ich habe kein Ticket für die Rückfahrt.